

Martin Joh. Meyer

Kontrolle, Suche und Kommerzialisierung von Risiko und Verletzungen in UFC-Events

Zusammenfassung

Seit den ersten Ultimate-Fighting-Turnieren ab 1993 bewegte sich die UFC-Liga auf einem schmalen Grat zwischen werbewirksamer Gewaltinszenierung und der Abwehr von gesellschaftspolitisch motivierten Verbotsbemühungen. Infolgedessen wurde vor allem das sportliche Regelwerk sukzessive verfeinert, ohne die erfolgreiche Essenz des UFC-Kampfes zu beschneiden. Vom Show-Wrestling übernahm die UFC die spektakulären Gewaltdarstellungen und die reißerische Inszenierung und legitimierte diese durch eine vom Boxen abgeleitete Vermittlung von Authentizität und Ernsthaftigkeit. Im direkten Vergleich zum Boxgeschehen wirken UFC-Kämpfe oft blutiger, dynamischer und grundsätzlicher. Gegensätzlich zu diesen Eindrücken deuten erste sportmedizinische Untersuchungen daraufhin, dass die Gefahr schwer wiegender und chronischer Verletzungen in der UFC signifikant geringer ist. Dass die Schutzausrüstung vergleichsweise spartanisch ist; der achteckige Ringkäfig weder Entkommen noch Verschanzen ermöglicht und dass das Regelwerk auch die Weiterführung des Kampfes auf dem Boden und in K.O.-nahen Situationen ermöglicht, dient kommerziell einerseits zur Wahrung der Authentizität einer „Anything-Goes“-Auseinandersetzung, andererseits zum Verdeutlichen einer gladiatorenhaften Unerbittlichkeit des Zweikampfes. Das zelebrierte Erleiden und Erteilen von echtem, sichtbarem Schmerz und die Suche nach unmittelbarem Risiko symbolisiert die Ambivalenz menschlicher Natur, welche die UFC letztlich medial zu ihrem Erfolgsrezept weiterentwickelt hat.

Schlagwörter

UFC; MMA; Ultimate Fighting; Risikomanagement; Sportverletzungen

Kontakt

Dr. Martin Joh. Meyer

[Universität Vechta](https://www.uni-vechta.de/)

dr.martin.joh.meyer@me.com

Erstquelle

Dieser Artikel wurde zuerst veröffentlicht in:

Liebl, S. & Kuhn, P. (Hrsg.; 2014). Menschen im Zweikampf – Kampfkunst und Kampfsport in Forschung und Lehre 2013. Jahrestagung der dvs-Kommission „Kampfkunst und Kampfsport“ vom 7.-9. November 2013 in Erlangen. Hamburg: Czwalina.

This work is licensed under a [Creative Commons Attribution 4.0 International](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/) and published in the [JOMAR | Journal of Martial Arts Research](https://www.jomar.de/) (ISSN 2567-8221) on 2020-05-15.
For more: [j-o-mar.com](https://www.j-o-mar.com)

1 Einleitung

Risiko ist in sportlichen Kontexten ein ambivalentes Phänomen. Einerseits ist der Sport per se risikoreich und wird durch Schutzkleidungs- und Verhaltensvorschriften domestiziert, andererseits muss gerade medialer Sport zwischen Risiko und Sicherheit balancieren, um Zuschauer weder zu verschrecken noch zu langweilen.

Ein besonders interessantes Beispiel sind in diesem Zusammenhang die wettkämpferischen Kampfsportarten. In jüngerer Zeit erreichen auch Kampfsportarten jenseits des etablierten Boxens und Show-Wrestlings ein stetig wachsendes Fernsehpublikum. Insbesondere das Mixed Martial Arts (MMA) hat in der vergangenen Dekade einen beispiellosen Siegeszug in den USA und Japan vollbracht. Seine Berichterstattungen prägen das amerikanische ESPN-Netzwerk und finden Niederschlag in überregionalen Zeitungen wie L.A. Times, New York Times und USA Today. Noch vor zwanzig Jahren titelte das New York Magazine: „Getting Medieval: Ultimate Fighting, a Simply Barbaric New Sport, is Ultimate Proof the Civilization is Dead“ (Wertheim, 2009, S. 65). Heute liegt MMA als Kombination und Neuinterpretation traditioneller Kampfsportarten im Trend. Die in den USA dominierende MMA-Organisation UFC verdrängt in den Telemedien zusehends andere Kampfsportarten und ist mittlerweile milliardenschwer (vgl. Farrer & Whalen-Bridge, 2011, S. 4).

Die Geschichte dessen, was wir heute unter MMA verstehen, nahm um das Jahr 1900 in Japan seinen Lauf, als Jigorō Kanō aus dem mittelalterlichen Jū-Jutsu ein überarbeitetes Derivat namens Jūdō entwickelte. Sein Schüler Maeda wurde zur Verbreitung des Jūdō auf den amerikanischen Kontinent entsandt und ließ sich schließlich in Brasilien nieder. Dort unterrichtete er den jungen Carlos Gracie, der das System weiter ausbaute und an seine Familienangehörigen weitergab. Der Gracie-Clan ist bis heute die bekannteste und einflussreichste MMA-Familie. Ihr System heißt Brazilian Jū-Jutsu (BJJ), obwohl es technisch gesehen eine Jūdō-Tochter ist. Zur besseren Vermarktung des BJJ in den USA gründete Rorion Gracie die ‚Ultimate Fighting Championship‘ (UFC), die unter den Kampfsportlern aller Nationen und Stile den besten ermitteln sollte.

2 Die Entwicklung des UFC-Regelwerks zur Risikokontrolle

Das erste UFC-Turnier fand im November 1993 in Denver statt. Es gab außer Suspensorien weder Schutzkleidung noch existierten Gewichtsklassen. Gekämpft wurde bis zum K.O. oder Aufgabe.

Der Schiedsrichter durfte nicht aus freien Stücken den Kampf beenden. Die Fernsehzuschauer konnten verfolgen, wie der Niederländer Gerard Gordeau dem liegenden Amerikaner Tuli einen schweren Tritt zufügte: Mehrere Zähne flogen ins Publikum, zwei weitere blieben in Gordeaus Fuß stecken. Als der Ringer Ken Shamrock einen Sieg errang, indem er den Knöchel seines Kontrahenten brach, wurde er vom Publikum ausgebuht, weil der Treffer kaum sichtbar gewesen war.

Im Anschluss an UFC 1 begann eine breite Debatte über das Risikomanagement: Von Beginn an waren Ultra-Fangruppen von der ungezähmten Ringbrutalität begeistert, die dem griechischen Pankration ähnelte (vgl. Rödel, 2012, S. 68) und nahmen eine puristische Position ein. Demgegenüber verlangten viele politische und gesellschaftliche Gruppen ein risikohemmendes Regelwerk von der UFC. Die MMA-Kämpfer nahmen als dritte und wichtigste

Gruppe eine Mittelposition ein: Sie wollten einerseits authentische Kämpfe, andererseits befürworteten sie zunehmend die Einführung grundlegender Sicherheitsregeln.

Infolgedessen wurde das anfangs rudimentäre UFC-Regelwerk über die Jahre sukzessive verfeinert und Standards für erlaubte Kampftechniken, die Kampfkleidung und -dauer gesetzt sowie Gewichtsklassen eingeführt, um das Risiko auf ein gesellschaftlich und politisch vertretbares Maß zu beschneiden:

UFC 1 verfolgte das schlichte Ziel, den weltbesten Kämpfer zu ermitteln, ohne jeden sportkompetitiven Anspruch. Die meisten Teilnehmer traten in Karateanzügen an, die später verboten wurden, weil sie auch in Würgetechniken eingebunden werden konnten. Heute sind schlichte Kampfshorts und Rashguards Pflicht. Um Brüche an den Fingerknochen zu vermeiden, wurden nach UFC 1 leichte Handschützer vorgeschrieben. Diese lassen aber die Fingerspitzen frei, um Griff- und Hebeltechniken zu ermöglichen. Außerdem wurden als Reaktion auf Tulis fliegende Zähne Mundschützer zu den Suspensorien ergänzt.

An Kampftechniken waren ursprünglich nur Augenstiche, Beißen und „Angelhaken“-Angriffe auf den Mundraum verboten, ab UFC 15 wurden auch Kopfstöße und Attacken auf den Hinterkopf untersagt. In der japanischen UFC-Parallel-Liga ‚Pride‘ (inzwischen von der UFC aufgekauft) waren Tritt- und Knietechniken zum Kopf auch bei einem am Boden liegenden Gegner erlaubt. Gestattet waren damit auch die so genannten ‚Soccer Kicks‘: Dabei vollführt ein Kämpfer mit dem Kopf des am Boden liegenden Kontrahenten einen fußballtypischen Torabschlag (vgl. Mayeda & Ching, 2008, S. 145). In der UFC sind Beintechniken gegen einen am Boden liegenden Kämpfer verboten, erlaubt sind aber Ellbogenstöße zum Kopf, welche ‚Pride‘ wiederum verbot. Viele konkurrierende MMA-Organisationen verbieten Ellbogenstöße rigoros, da sie oft zu schweren Cuts führen, deren Blutungen zumeist einen Kampfabbruch zur Folge haben.

Obwohl bei UFC 1 alle Kämpfe nach spätestens fünf Minuten entschieden waren, wurden in späteren Turnieren drei Runden je fünf Minuten Regelvorgabe (in Titelkämpfen fünf Runden). Außerdem wurde der Schiedsrichter ermächtigt, Kämpfe nach eigenem Urteil abbrechen. Trotz Protesten vor allem auf Seiten des Gracie-Clans, der die Vergleichbarkeit der Kämpfer gefährdet sah, wurden schließlich Gewichtsklassen eingeführt.

Ein wichtiges Markenzeichen der UFC ist der achteckige, käfigartige Ring, das so genannte Octagon. Seine Form verhindert, dass sich Kämpfer in den Ringecken verschanzen können. Außerdem sorgt die Maschendrahtumzäunung einerseits für freie Sicht des Publikums, andererseits schützt es die Kämpfer davor, bei Bodenkämpfen aus dem Ring herauszurollen oder ihn anderweitig zu verlassen. Da die Ringtür fest verschlossen wird, ist er letztlich aber auch ein manifestes Symbol für den gladiatorenhaften Slogan: „Two Men Enter, One Man Leaves“ (Snowden, 2008, S. 38).

3 Verletzungen und Risikovermarktung im MMA

Die Risikobalance in den MMA lässt sich am ehesten an Verletzungsstudien ablesen. Aufgrund der relativen Jünge des Sports von knapp zwanzig Jahren gibt es diesbezüglich kaum verlässliche Zahlen. Eine Studie von Bledsoe (2006) analysierte Verletzungen in 171 MMA-Kämpfen unter Teilnahme von 220 verschiedenen Kämpfern. Die häufigste Verletzung sind Gesichtsfrakturen, die 50% aller Verletzungen ausmachen. Es folgen Hand-, Nasen- und Augenverletzungen mit 13%, 10% und 8%. Die K.O.-Rate ist geringer als im Boxen und be-

trägt etwa 45%. Ein Drittel aller Kämpfe wird durch Aufgabe entschieden, jeder fünfte Kampf muss von Wertungsrichtern entschieden werden.

Viele Aktive betonen, dass MMA deutlich weniger gefährlich sei als Boxen, Eishockey oder American Football, obwohl es weitaus spektakulärer und auf den ersten Blick sehr viel risikoreicher aussieht (vgl. Mayeda & Ching, 2008). Dies liegt an folgenden Gründen: Die größeren Pads im Boxsport führen dazu, dass die einzelnen Schläge zwar weniger wirkungsvoll sind, allerdings muss ein Kämpfer in einem typischen Boxkampf deutlich mehr Schläge auf den Kopf einstecken als in einem MMA-Kampf: Erstens kann ein MMA-Kämpfer, der zu viele Treffer kassiert, den Kampf in die Ringerdistanz verlegen. Zweitens ist die effektive Kampfzeit im Boxen durch das Zwölfrundensystem sehr viel höher. Drittens erlauben die Boxregeln, dass auch ein schwer angeschlagener, ggf. zu Boden gegangener Kämpfer nach Anzählen weiterkämpfen darf (in Titelkämpfen i.d.R. maximal zweimal pro Runde). Im Vergleich dazu werden MMA-Kämpfe schneller und früher beendet. Insgesamt ist das Risiko, an (pugilistischer) Demenz zu erkranken, im Boxen sehr viel höher als in den MMA (vgl. Staack, 2012, S. 136).

Das kontroverseste Element in den UFC-Events ist der zuweilen äußerst hohe Blutverlust unter den Teilnehmern. Gerade in den Anfangstagen der UFC, als MMA eher eine Untergrundsportart war und kaum einer gesellschaftlichen oder politischen Aufsicht unterlag, waren die Kämpfe von einer nie dagewesenen Gewaltdarstellung geprägt, basierend auf dem äußerst liberalen Regelsystem. Die junge UFC band die Gewalt gezielt in ihr Marketing mit ein, z.B. durch den Werbetitel „banned in 49 states“ (Snowden, 2008, S. 39). Die frühen Erfolge der UFC basierten wesentlich auf ihrer Skandalisierung und Provokation des Sport-Establishments - ein Image, welches die UFC bis heute nicht völlig abstreifen konnte. Wenn auch das in den UFC-Events dargestellte Gewaltmaß seine ursprüngliche Anarchie verloren hat, sind auch heute noch blutüberströmte Kämpfer keine Seltenheit. Der Grund dafür ist, dass im Gegensatz zum Boxen, bei dem alle Treffer durch große, gepolsterte Boxhandschuhe übertragen werden, im MMA auch mit vielen anderen, unbandagierten Körperteilen attackiert werden darf. Infolge der fehlenden Verkleidung entstehen Schrammen, Schürfwunden und Cuts vergleichsweise rasch. Diese befriedigen den Blutdurst des Publikums und steigern die Qualität des Spektakels. Schockiert berichtet Wertheim (2009, S. 238) von einem UFC-Kampf: „The impact opened a gash on (his) head, and soon both fighters were covered in blood. We're talking covered - chest, face, legs. It was like Blue Man Group, only in crimson.“

Laut UFC-Regelwerk führt eine Blutung erst dann zum Kampfabbruch, sofern sie die Sicht eines Kämpfers nachhaltig schwer beeinträchtigt. MMA-Kämpfer wie Jason Miller empfinden Blutungen als vergleichsweise harmlos, haben aber Verständnis dafür, dass entsprechende Anblicke verstörend oder attraktivierend auf das Publikum wirken können. Auf einer UFC-Veranstaltung 2005 in Montreal erhielt ein Kämpfer einen schweren Kopfstoß, der ihm nicht nur einen Zahn ausschlug, sondern auch die Nase brach. „The blood spewed into the audience and dripped into one spectator's beer. Photos of the golden brew mixed with red blood were popular among fans...“ (Shimo, 2008, S. 53).

Ebenfalls eine Folge des UFC-Regelwerks sind die regelmäßig spektakulären Kampfabbrüche: Ein fallender oder liegender Sportler darf im Boxen nicht mehr angegriffen werden. Dies schützt einen K.O. gegangenen Boxer automatisch vor weiteren Attacken. Im Gegensatz dazu bedeutet das Zubodengehen eines Kämpfers im MMA nicht automatisch das Eingreifen des Ringrichters. Dieser darf erst dann aktiv werden, wenn er einen K.O. feststellt.

Durch das Zulassen von Bodenkämpfen sind K.O.s im MMA aber deutlich schwieriger zu erkennen, deshalb kommt es regelmäßig vor, dass Ringrichter zu spät eingreifen und ein bereits bewusstloser Kämpfer in Sekundenbruchteilen vernichtende Schläge einstecken muss, gegen die er sich nicht mehr wehren kann (vgl. Goodridge vs. Herrera, UFC 9). Bei Haltegriffen haben die Kämpfer in der Regel Zeit und Gelegenheit, durch Abklopfen einen Kampf zu beenden. Diese Art der Aufgabe gilt unter MMA-Kämpfern nicht als unehrenhaft.

Vor allem in ihren frühen Tagen bereitete der UFC Kopfzerbrechen, dass viele Kämpfe in die Bodendistanz wechseln. Nicht erst seit Olympia ist bekannt, dass sich Bodenkampfsportarten wie Ringen und Jūdō sehr schwer medial vermarkten lassen (man denke an die aktuelle Diskussion zur Verbannung des Ringens aus dem olympischen Sportkatalog). Visuell erinnern Bodenkämpfe, wie Preston (2009, S. 63) es nennt, an „two guys playing full-contact Twister.“ Gerangel am Boden ist zwar unphotogen, aber für die Authentizität des MMA entscheidend, wie schon UFC 1 aufzeigte. Um einen Aufgabebegriff zu erreichen, ist im Bodenkampf sehr viel Taktik nötig, die visuell und intellektuell aber nur wenigen Zuschauern zugänglich ist. Als sich Ken Shamrock und Roycie Gracie auf UFC 5 eine halbe Stunde lang auf dem Boden wanden, war das Publikum außer sich vor Enttäuschung. Um dies zu vermeiden, wurde das Rundensystem eingeführt sowie eine Regel, die es dem Schiedsrichter erlaubt, Pattsituationen in Bodenkämpfen aufzulösen.

4 Die Suche der Akteure nach Schmerz und Risiko

Die Währung des Risikos im MMA ist Schmerz. Um Risiko zu erleben, ist Schmerz dementsprechend ein häufiges und für die Kämpfer auch natürliches Element. Letztlich ist es der Schlüssel zum Verständnis des Risikoverhaltens im MMA.

Wie in jedem anderen Leistungssport ist die Erfahrung von Schmerz im Training allgegenwärtig. Im MMA sind Verletzungen und Schmerz nicht unwillkommene Randeffekte wie in eigentlich kollisionsfreien Sportarten (z.B. Basketball), oder aber tolerierte Randeffekte wie in Kollisionssportarten (z.B. American Football): Hier sind sie zentrales Element zum Sieg über sich selbst und den Gegner. Entsprechend wird Schmerz von Trainern und Fightern glorifiziert: „Pain is weakness leaving the body“ (Wertheim, 2009, S. 105). Aus diesem Grund wird Schmerz von den Kämpfern nicht als Malus, sondern eher als Bonus erlebt.

„Naturally, pain was seen through the physical bumps, scrapes, and bruises MMA competitors endured. But it was also seen mentally in the ways fighters conceptualized pain, describing it sometimes as a factor they welcomed, and sometimes as a factor that needed to be ignored. This fixation on pain management was a major aspect of these fighters' personal identities, woven intimately into their self-concept.“ (Mayeda & Ching, 2008, S. 89)

Die bewusste Konfrontation und Bewältigung von Schmerz dient dem MMA-Kämpfer aber nicht nur zu asketischen, kathartischen und selbstwertdienlichen Zwecken. Schmerz ist auch die Temperatur des Risikos im kompetitiven Zweikampf. Sie ermöglicht auf diese Weise die Mobilisierung von Kräften zur Risikobewältigung und dient so als Motivator. So berichtet der MMA-Kämpfer Ambrose: „... you know, you get punched in the face and that just kind of wakes you up and puts you in your fight mode“ (Mayeda & Ching, 2008, S. 90). Neben dem Erleiden von Schmerz kommt natürlich auch dem Hinzufügen eine Schlüssel-funktion zu. Ist dieses in Trainingsumgebungen noch sehr domestiziert und von gegenseitig-

gem Vertrauen dominiert, zählt im Wettkampf allein der ungezähmte Zerstörungswille. Diese dunkle Seite muss von MMA-Kämpfern moralisch akzeptiert und kultiviert werden, um erfolgreich zu sein. Robert Otani beschreibt es folgendermaßen:

„I really do like the pain aspect of it, as far as inflicting pain on other people, and I really do like that, and I know it sounds weird or cheesy or whatever. You gotta like that. If you don't like inflicting pain or you don't like doing damage to another person, I mean you're not trying to hurt that person. I mean it sounds like you're not really trying to, but that's the name of the game. And if you're not gonna do it, that person's gonna do it to you.“
(Mayeda & Ching, 2008, S. 97)

Gleichwohl ist den Kämpfern bewusst, dass ihre ständige bewusste Konfrontation mit Risiko und Schmerz gesellschaftliche Konventionen konterkariert. Der Beweggrund darin wird aber nicht als Männlichkeitsritual oder -suche angegeben, sondern als Kern einer Art irrationalen Kampfgeistes, wie Bear St. Clair beschreibt:

„Listen, if you're a fighter, that means that right there (...), it's as qualification as a fighter to be crazy in some manner. One way or the other, there's something wrong with you. And let me tell you why (...). Everybody seeks and wants comfort, and fighters run into the fray, into the pain, into the discomfort, okay? Most people want it safe. Fighters obviously don't.“
(Mayeda & Ching 2008, S. 95-96)

Es liegt nahe zu vermuten, dass diese Männer mit ihrer nahezu borderline-artigen Suche nach unmittelbarem Risiko einer gewalttätigen Umwelt entstammen, d.h. Familie, jugendlicher Peer oder makrosozialer Devianz. In der Tat berichten viele UFC-Kämpfer von Gewalt und Kriminalität seit frühester Kindheit: von ihrem Bestreben, sich widersetzen zu können und der zunehmenden Lust, die sie beim Kämpfen empfanden (vgl. Shamrock & Hanner, 2000). Für sie ist die UFC auch Katharsis.

Dennoch ist der Stereotyp eines körperlich maturierten Schlägerkinds aus dysfunktionalen Familien zu kurz gedacht. In Interviews mit MMA-Kämpfern stellten Mayeda und Ching (2008) fest, dass nicht wenige aus vergleichsweise gewaltfreien Umgebungen stammen. Vor allem ehemalige High-School-Ringer wechselten in den MMA-Sport, weil die Aussicht auf eine traditionelle Ringerkarriere finanziell nicht viel versprach. Auffällig sind zudem die vielen Ringer-Olympioniken unter den UFC-Kämpfern. Ebenso wechselten viele Angehörige traditioneller westlicher und fernöstlicher Kampfsportarten in die UFC. Bemerkenswerterweise wurde die Mehrzahl der Kämpfer vom Vater oder einem vergleichbaren männlichen Familienmitglied in den Kampfsport eingeführt (vgl. Mayeda & Ching, 2008, S. 79).

Vor allem in den Anfangstagen der UFC bestand das Publikum vor allem aus weißen Jugendlichen und jungen Männern. Trotz der voranschreitenden Differenzierung des Publikums auf dem Weg zum Mainstream-Sport ist das MMA-Publikum - im Vergleich zum Boxen, das vor allem viele Hispanier und Alte anzieht - immer noch verhältnismäßig stark von der weißen Unterschicht frequentiert (vgl. Wertheim, 2009, S. 223). Erst seit der Differenzierung des Publikums beim Übergang in den gesellschaftlichen Mainstream ist diese Tendenz rückläufig, wodurch auch die Gewalttätigkeitserwartungen sanken.

Nicht selten entstehen aus umstrittenen oder emotionalen Kämpfen auch Fehden, die zu Rückkämpfen führen können. Es kam auch vor, dass Fehden in Massenschlägereien auf After-Show-Parties endeten. Diese, von der Presse begierig aufgenommenen Schlagzeilen führen mit der immanenten Brutalität des MMA-Sports zu einem Öffentlichkeitsbild von MMA-Kämpfern als

„deviant thugs, who lacked the social, intellectual, and emotional capabilities that could contribute to a civil society (... and they) were labeled as dangerous and violent menaces to society.“ (Mayeda & Ching, 2008, S. 215-216)

Der typische Ring-Habitus ergibt allerdings ein anderes Bild. In der Regel begegnen sich die Kämpfer mit großem Respekt und Fairness, die fast an Verbrüderung heranreicht (vgl. Filipovic vs. Barry, UFC 115).

Vordergründig geht es auf der Bühne des MMA-Sports einerseits um Risiko, Spannung und Blutdurst, aber symbolisch steht auch die Identitätskrise des Mannes in der modernen Gesellschaft im Mittelpunkt. Körperliche Gewalt und Risikoverhalten im Zweikampf dient auf diese Weise als Rückbesinnung auf traditionelle Mannwerdung. Interessanterweise ermöglicht die Gewaltsamkeit des MMA-Sports eine geschützte Kultivierung körperlich intimer Beziehungen zwischen heterosexuellen Männern. MMA-Fighter „were able to develop healthy relationships with other men, where violence could be practised, but in a structured, safe, and fun environment.“ (Mayeda & Ching, 2008, S. 180). De Garis (ebd., S. 181) stellt fest: „The Gym is a 'safe' place to express intimacy because the textual representations of boxing as masculine and violent deter allegations of weakness or femininity.“ Dies hängt auch mit der Balance zwischen Katharsis-Motiven und der Rücksichtnahme auf Sparringspartner zusammen, die eine körperliche und emotionale Empathie sowie Selbstkontrolle voraussetzen. Gerade in der Öffentlichkeit eines UFC-Turniers sind die Beziehungen zwischen den Kämpfern deutlich intim, sofern das Gewaltelement ausgeblendet werden kann:

„(The) UFC frequently conveys implicit homoeroticism; fighters are often naked except for small gloves (...) and snug-fitting shorts and rippled muscle is bountifully displayed in close-contact holds and positions. Skin-to-skin contact among muscular men seems to be socially acceptable only in the context of aggression and domination.“ (Walton & Potvin, 2009, S. 9)

Um dennoch keine Zweifel an ihrer Virilität aufkommen zu lassen, verfallen sowohl Kämpfer als auch Kommentatoren nicht selten in eine homophobe und misogyne Sprache: „Words like 'fag', 'gay' and 'homo' (are) used in MMA gyms to jokingly put down friends“ (Mayeda & Ching, 2008, S. 191). Erst seit dem Frühjahr 2013 experimentiert die UFC mit einer weiblichen Gewichtsklasse. Hinter dieser Zögerlichkeit steht auch die Befürchtung, dass ein Bodenkampf zwischen Frauen als deutlich sexualisierter empfunden werden könnte als bei männlichen Kontrahenten. Diese Befürchtung hat sich in den letzten Jahren als unbegründet erwiesen. MMA-Stars wie Ronda Rousey und Amanda Nunes genießen eine extrem hohe Wertschätzung unter Fans wie der Branche selbst. Ähnlich wie die leichten Gewichtsklassen der Männer bieten Frauen i.d.R. technischere und dynamischere Kämpfe als die Schwergewichtsklassen.

5 Auf dem Weg zur globalen Etablierung des MMA-Sports

Abschließend möchte ich die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Etablierung des MMA-Sports in den Gesellschaften der USA, Japans und Deutschlands skizzieren, die sich ebenfalls auf das Risikomanagement konzentriert.

„MMA might be the most global sport besides soccer“ glaubt Wertheim (2009, S. 15), und die jüngsten Entwicklungen geben ihm Recht. Die drei globalen Zentren des MMA-Sports sind dabei Brasilien, die USA und Japan. In Europa ist der Sport derzeit in den Niederlanden am populärsten, aber auch in Deutschland, Großbritannien und der Schweiz gewinnen MMA-Events immer mehr Fans. Der weltweite Siegeszug des Risikosports ist möglich, a) weil Ringer- und Boxsysteme in nahezu allen Kulturen und Gesellschaften existieren; b) weil der autochthone Zweikampf in seiner Grundsätzlichkeit und körperlichen Unmittelbarkeit von jedem verstanden wird und c) weil scheinbar ein weltweites Interesse an dieser Art Sport besteht.

Schon kurz nach dem ersten UFC-Turnier 1993 bildete sich in den USA eine gesellschaftliche Kontroverse über den MMA-Sport. Anführer der Kritiker war der republikanische Senator und spätere Präsidentschaftskandidat McCain. Bis heute hält sich die Legende, dass McCain in erster Linie mit seiner Opposition den Boxsport schützen wollte. In Wirklichkeit zielte McCain insgesamt auf eine stärkere Regulation gewalthaltiger Bilder im Fernsehen ab. MMA und die UFC dienten letztlich als Präzedenzfall. Infolgedessen übten McCain und andere Politiker Druck aus, um weitere UFC-Events zu verhindern. McCain forderte 1995 in einem viel beachteten Interview in der populären Larry-King-Show verbesserte Sicherheitsregeln für die Sportler und Einschränkungen der Gewaltdarstellung. Der ebenfalls anwesende MMA-Kämpfer Ken Shamrock wies sanft daraufhin, dass die UFC bereits viele der vorgeschlagenen Regeländerungen umgesetzt habe. In einem anderen Fernsehinterview argumentierte der MMA-Kämpfer Pat Miletich, dass die meisten der dem MMA zugrunde liegenden Sportarten wie Judo und Boxen nicht nur erlaubt, sondern sogar olympisch seien.

Die Interviews zeigten, dass sich die Gesellschaft nicht am MMA-Sport per se störte, sondern die Probleme in Vorurteilen wurzelten. Der MMA-Sport hatte sich mit effektheisenden Marketing-Slogans selbst in die Schusslinie von Politik und Medien gebracht. MMA-Befürworter wie der Ringrichter John McCarthy argumentierten, dass UFC-Events im Free TV nicht zugänglich seien (seit 2011 werden aber spezielle Events über FOX ausgestrahlt), sondern im Pay TV relativ teuer seien - wodurch sich ein junges Publikum nahezu ausschliesse (vgl. Snowden, 2008, S. 94). Des Weiteren pochten sie auf die Medienfreiheit. Nicht von der Hand zu weisen ist, dass in den traditionell beliebten Sportarten in den USA Zweikampfsituationen weder selten sind, noch ernsthaft sanktioniert werden.

„Between 1995 and 1999, there were 542 league punishments dealt by the NFL, Major League Baseball, the National Basketball Association (NBA), and the National Hockey League (NHL). Of these 542 punishments, 249 (46 percent) were for fighting (...). In hockey, fighting is actually a revered ritual. (...) Sure, no doubt, MMA is violent and dangerous and has some serious issues for consideration. But if anything, MMA is simply adding to what is already a violent sporting culture. (...) MMA is adding to an already violent American culture.“ (Mayeda & Ching, 2008, S. 29-30)

Wertheim (2009, S. 12) bringt es mit einem Gedankenspiel auf den Punkt: „If they're playing baseball on one corner, basketball on one corner, football on a third, and fighting on the fourth, want to guess what everyone will watch?“

Dennoch waren 1997 UFC-Events nahezu US-weit verboten. Die Liga versuchte erfolglos, durch Lobbyisten und Regelanpassungen den politischen Gegenwind zu besänftigen. Ständig mussten Events in andere Staaten verlegt werden oder wurden ganz abgesagt. Obwohl sich die UFC sukzessive mit Regeländerungen dem öffentlichen Druck beugte: Nach 23 Events war sie 1999 politisch und gesellschaftlich isoliert. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie mehr als 90% ihrer Einkommensquellen verloren (vgl. Wertheim, 2009, S. 110), selbst in den besseren Jahren hatte sie beständig Verluste eingefahren.

Es begannen die von den Fans so genannten „dark ages“ (Snowden, 2008, S. 146) der UFC: Im Internet formierte sich eine hartnäckige Gegenkultur, die sich dem gesellschaftlichen Widerstand entgegenstellte.

Erst 2005 folgte die Wende, als der zwielichtige Sender Spike TV mit Unterstützung der UFC die Serie ‚The Ultimate Fighter‘ startete. Man kann sich die Show als eine Art MMA-Big-Brother vorstellen: Sechzehn junge Kämpfer, auf zwei konkurrierende Teams verteilt, leben und trainieren unter einem gemeinsamen Dach. Durch Ausscheidungskämpfe kulminiert jede Staffel in einem Zweikampf, bei dem als Prämie ein lukrativer UFC-Vertrag winkt (vgl. Wertheim, 2009, S. 183). Die Serie war vom Start weg ein überwältigender Erfolg, weil sie das Spektakel des MMA-Sports gekonnt mit dem menschlichen Exhibitionismus einer Reality-Show verband und das Stereotyp vom seelenlosen MMA-Kämpfer, der seine Mitmenschen drangsaliert, redefinierte. Die Show-Reklame zahlte sich für die UFC in barer Münze aus. Die Pay-per-view-Rate von UFC-Events verfielfachte sich. „In just one season of television, (The Ultimate Fighter) had done what ten years of lobbying could not do: it had legitimized mixed martial arts“ (Wertheim, 2009, S. 189).

Ebenso wie in den USA wurde auch in Japan das Feld der MMA-Events vorbereitet durch die Etablierung mehrerer Show-Wrestling-Ligen. Auch im japanischen Show-Wrestling sind die Matchverläufe abgesprochen, d.h. Sieger und Verlierer stehen von vorneherein fest, der akrobatische Anspruch an die Sportler ist jedoch wesentlich höher als in den USA. Im Jahr 1993, das auch das Gründungsjahr der UFC in den USA war, wurde in Japan mit ‚Pancrase‘ die erste echte MMA-Organisation gegründet, deren Kampfverläufe nicht gestellt waren. Im gleichen Jahr wurde ebenfalls die äußerst erfolgreiche K-1-Promotion gestartet. Diese orientiert sich stark an den Kickboxregeln und verbietet Bodenkämpfe und Aufgabegriffe.

‚Pancrase‘ wurde nach wenigen Jahren von der 1997 gegründeten ‚Pride FC‘ überflügelt. In den ‚Dark Ages‘ der UFC gelang es ‚Pride‘, namhafte Kämpfer abzuwerben und faktisch zum Weltmarktführer aufzusteigen. Die japanische Organisation nahm renommierte Kämpfer aus Brasilien, den Niederlanden, Kamerun, Südkorea, England, Russland, Kroatien und den Vereinigten Staaten unter Vertrag (Mayeda & Ching, 2008, S. 16). Events fanden zu beiden Seiten des Pazifiks statt. Durch den überraschenden Erfolg der ‚The Ultimate Fighter‘-Serie und dem sich anschließenden Hype der UFC wurde diese in die Lage versetzt, 2007 ‚Pride FC‘ aufzukaufen und als Konkurrenten auszuschalten.

Bemerkenswert ist, dass MMA-Events in Japan von einer völlig anderen Atmosphäre getragen werden als in den USA. Dies bestätigen Kämpfer, die auf beiden Seiten des Pazifiks aktiv sind. Zwar kennzeichnet Japan ein bemerkenswert hohes Maß medialer Gewalt (vgl. Mayeda & Ching, 2008, S. 142), zählt demgegenüber aber zu den sichersten Staaten der Erde mit einer Kriminalitätsrate, die ungefähr einem Zehntel der USA entspricht (vgl. Fe-

deral Bureau of Investigation, 2002, S. 14). Die jahrhundertelange Prägung durch den kriegerischen Bushido-Geist in der feudalen Samurai-Ära hat zu einer Enttabuisierung von schwerer Brutalität geführt. Dementsprechend ist dem japanischen Publikum zwar die Risikohaftigkeit des MMA-Sports bewusst, die gezeigte Brutalität hat für Japaner aufgrund ihrer höheren Toleranzschwelle aber keinen spektakulären Wert. Das japanische Publikum verhält sich in den Events vergleichsweise ruhig und beherrscht.

Während der typische amerikanische Zuschauer blutrünstige Ringschlachten erwartet (vgl. Mayeda & Ching, 2008, S. 142), ist der typische japanische Zuschauer viel mehr an technisch versierten Kämpfern und aufrichtig geführten Kämpfen interessiert. Die westliche Sieg-Niederlage-Mentalität steht in Japan hinter aufrichtigem Bemühen zurück. Aus diesem Grund gilt der Respekt des Publikums Siegern und Verlierern gleichermaßen. Gebuht wird äußerst selten (vgl. ebd., S. 144). Es scheint, dass die Etikette der Budosportarten wie Jūdō, Jū-jitsu und Karatedō in den MMA-Sport übertragen worden sind und sowohl von Kämpfern als auch Zuschauern kulturell verinnerlicht worden sind. Deutlich mehr als das amerikanische Publikum sind Japaner hingegen von charismatischen und körperlich außergewöhnlichen Kämpfern wie Bob Sapp oder dem ehemaligen Sumotori Akebono fasziniert.

In Deutschland fasst der MMA-Sport im Mainstream nur langsam Fuß. Das bisher wichtigste Ereignis war die Durchführung der UFC 99 auf deutschem Boden in Köln am 13. Juni 2009. Der Veranstaltung ging, wie seinerzeit in den USA, massive Kritik seitens Presse und Politik voraus, und wie in den USA war die Diskussion fast ausschließlich von laienhaften Vorurteilen geprägt. Hoven und Rotter diskutierten in einer juristischen Analyse etwaige Menschenrechtsverletzungen durch den MMA-Sport in Deutschland. Sie kommen zu dem Schluss, dass „die Einführung von Gewichtsklassen und eine Beschränkung des Wettbewerbes auf Profisportler (...) vergleichbare körperliche und technische Voraussetzungen der (freiwilligen) Kämpfer gewährleistet“ (2010, S. 9) und damit die Sportlichkeit bewiesen sei. Außerdem zeige „der Vergleich zu Sportarten wie Boxen, Jiu Jitsu oder K-1 (... auf), dass aus sportlicher Sicht nur geringe Unterschiede zu anerkannten Wettbewerbsformen bestehen“ (ebd., S. 8). Die Verbannung des MMA aus den Mainstreammedien hat eine Kristallisierung der vereinzelt Trainingsclubs in einige wenige Dachorganisationen bisher verhindert. Größere Events wie „We love MMA“ und „GMC“ sind zwar zunehmend professionalisiert, bedienen sportkulturell aber immer noch eine Nische.

Nach Ansicht von amerikanischen MMA-Kämpfern liegen die Interessen des europäischen Publikums zwischen dem amerikanischen und dem japanischen: Sportliche Technik und spannendes Spektakel seien etwa gleichrangig. Die UFC versucht mittlerweile, über Großbritannien den europäischen Markt zu erschließen. Der schillernde UFC-Präsident Dana White sieht im MMA einen weltweiten Markt:

„For this sport to grow, we need to move into Europe. (...) look at the NFL. Right? (...) They've been spending billions of dollars to try to break into Europe, and they can't do it. You know why? Because nobody gives a shit about football in Europe. They didn't grow up playing football, they don't know about it. I take two guys, put them in the Octagon, and they can use any martial art they want. It transcends all different cultural barriers, language barriers. People love fighting. It's inside of us as human beings. We're born with it. People love fighting. And I think that this thing can be global, I think this can be the biggest sport in the world“ (Snowden, 2008, S. 359).

Literatur

- Bledsoe, G., Hsu, E., Grabowski, J., Brill, J. & Li, G. (2006). Incidence of Injury in Professional Mixed Martial Arts Competitions. *Journal of Sports Science and Medicine, Combat Sports Special Issue*, 1, 136-142.
- Farrer, D.S., Whalen-Bridge, J. (2011, Hrsg.). *Martial Arts as Embodied Knowledge. Asian Traditions in a Transnational World*. New York: State University.
- Federal Bureau of Investigation (2002). *Crime in the United States 2001: Uniform Crime Reports*. Washington DC: U.S. Department of Justice.
- Hoven, E. & Rotter, M. (2010). Ultimate Fighting - Eine Betrachtung aus dem Blickwinkel der Menschenwürde. *Humboldt Forum Recht*, 4, 1-13.
- Mayeda, D. & Ching, D. (2008). *Fighting for Acceptance: Mixed Martial Arts and Violence in American Society*. New York: iUniverse.
- Preston, B. (2009). *Me, Chi and Bruce Lee. Adventures in Martial Arts from the Shaolin Temple to the Ultimate Fighting Championship*. Berkeley: Blue Snake Books.
- Rödel, J.C. (2012). Kampfsport in olympischer Tradition? Das antike Pankration und die modernen Mixed Martial Arts. In S. Happ & O. Zajonc (Hrsg.), *Kampfkunst und Kampfsport in Forschung und Lehre 2012. 2. Symposium der dvs-Kommission >>Kampfkunst und Kampfsport<< vom 20.-21. September 2012 in Hamburg* (S. 61-69). Hamburg: Czwalina.
- Shamrock, K. & Hanner, R. (2000). *Inside the Lion's Den: The Life and Submission Fighting System of Ken Shamrock*. Boston: Tuttle Publishing.
- Shimo, A. (2008). Nasty, brutish, and short: Ultimate Fighting's all about 'blood and guts' - So why are parents signing up their kids? *MacLeans*, 52-55.
- Snowden, J. (2008). *Total MMA: Inside Ultimate Fighting*. Toronto: ECW Press.
- Staack, M. (2012). Sport oder Spektakel? - Ansätze einer sportsoziologischen Reflexion von Mixed Martial Arts. In S. Happ & O. Zajonc (Hrsg.), *Kampfkunst und Kampfsport in Forschung und Lehre 2012. 2. Symposium der dvs-Kommission >>Kampfkunst und Kampfsport<< vom 20.-21. September 2012 in Hamburg* (S. 131-137). Hamburg: Czwalina.
- Walton, G. & Potvin, L. (2009). Boobs, boxing, and bombs: Problematizing the entertainment of Spike TV. *Spaces for Difference: An Interdisciplinary Journal*, 2(1), 3-14.
- Wertheim, L. (2009). *Blood in the Cage: Mixed Martial Arts, Pat Miletich and the furious Rise of the UFC*. Boston: Houghton Mifflin Harcourt.